



Feierabend



Tier und Mensch.

Von Cécile Lauber.

Die große Schweizer Dichterin Cécile Lauber hat ein neues schönes Buch geschrieben („Die Wandlung“, Roman. Verlag Grethlein u. Co., Leipzig—Zürich), das diese hervorragende Seelenkünstlerin wohl in ihrer höchsten künstlerischen Vollendung zeigt. Neuheres Geschehen, eine Reihe von Begegnissen vollziehen langsam die innere, die seelische Wandlung des Menschen. War er früher hemmungslos, gewalttätig gegen Tier und Mensch, so wird er langsam innerlich sehend und es vollzieht sich in ihm die Wandlung zu einem neuen, besseren, friedvollen Menschen. Seine und die Geschichte seiner Opfer ist erzählt in einem still und einer Sprache von köstlichster Eigenart und wunderbarer Klarheit. Nachstehend bringen wir mit besonderer Erlaubnis des Verlages ein Kapitel aus diesem Werke:

Wohnten alle die vielen Menschen gekommen sein, um dieses oder jenes zu sehen, sie stand einzig der Tiere wegen da.

Ihr warmes Herz, das die Tiere liebte, empfand das Schlachten als tiefe Verflüchtigung an den unschuldigen Geschöpfen, als schmachvollen Untand den Wesen gegenüber, die ihr Dasein in den Dienst des Menschen stellten.

Zieht nicht der Däse Jahr um Jahr den eisernen Pflug durch die jähe Furche und schreitet seinen Weg ab am Joch?

Siebt die Kuh nicht ihre Milch her, um die kleinen Kindlein zu tränken, die an keiner Mutterbrust satt werden dürfen und ohne diese Milch dem Tode preisgegeben sind? Der Stuh wird dennoch das Kälbchen von der Nize weggeholt, und sie klagt und schreit um es viele Nächte lang in wehrlosen Muttersehmerz. Wenn die Kuh nicht mehr kalben kann, nimmt sie der Metzger in seine Hand; dann legt sie ihr müdes Fleisch dem Menschen vor, als letzten Dienst, und der Mensch zerhaut, zerhackt, tobt und laurt es, steht gesättigt auf vom Mahl — geht gestärkt hinweg.

Das Vieh war noch nicht allzu weit gekommen; es ging gemach.

Sie hatte bald die Subenchar eingeholt, die so einem Zug nachläuft. Sie blieb hinter ihnen stehen, auf die Beine gestellt, um über ihre Köpfe wegsehen zu können (denn auch sie war nicht groß). Und da konnte sie denn die weißen Rücken der Schäfchen erblicken und ihre

kurzen, dicken Stumpenschwänzchen, die so lustig und so rührend sind. Aber auch die vielen guten Kinderhändchen wurde sie gewahr, die den Schäfchen beim Vorbeigehen in die Wolle griffen, um sie zu lieblosen. Und sie sah, daß die Schäfchen bei den Kindern gut aufgehoben waren, und lief weiter.

Das Volk stand überall in dichten Gruppen. Sie mußte hinten herhin gehen; aber dann

Das ist bei Arbeitslosen manchmal so . . .

Der Frühling löst sich langsam aus des Winters Duft. Zum Glück! Die letzten Kohlen sind verbrannt. Rich überspült leicht eine Welle Lebenslust. Der Fallschirm Hoffnung ist neu aufgespannt.

Ob man den Wintermantel schon verfehlt? Die brave Sonne meint's anscheinend gut. Ich fürchte, daß man ihn sehr niedrig schätzt — Den Mantel! — Und das nimmt mir noch den Mut. —

Jetzt wanderte ich gern aufs Land hinaus, nur, um dem Benz einmal recht nah zu sein. Doch, geht man mit entfohlten Stiefeln aus? Wer meine Stiefel kennt, sagt dreimal nein!

So träum' ich denn vor meinem Blumentopf. Von allem, was dem Armen ist verwehrt. Die tollsten Wünsche geh'n mir durch den Kopf, Bis dann die Wirklichkeit rauh wiederkehrt.

Das Träumen. — Ach es war jetzt lang verpönt.

Doch wird man nur ein wenig hoffnungsstrob, Hat man es bald sich wieder angewöhnt. —

Das ist bei Arbeitslosen manchmal so . . .

Furt, ein Wirker.

ducte sie sich, machte sich schmal und begann unter den Armen der Menschen durchzuschlüpfen. Und auf einmal sah man dieses ganz helle Haar, dieses fast weiße Haar, weit vor der ersten Reihe auflodern, und man war verdutzt und ein wenig ärgerlich; denn keiner hatte geföhlt, wo sie durchgekroden war. Jedoch man merkte gleich, daß es ein ganz junges Mädchen war, das da so ganz allein dicht neben den Tieren stand; und gegen ein junges Mädchen läßt es sich nun einmal nicht so

ärgerlich werden wie gegen einen Jungen, den man unbedenklich am Kragen faßt. Schließlich konnte man auch ihr Gesicht wahrnehmen, und ihr Gesicht war weich und süß und hatte große, helle, aufgerissene Augen. Aber das Gesicht wußte nichts davon, daß soundso viele Blicke auf es gerichtet waren; es schaute die Tiere an, war nur wegen der Tiere da. Die Augen füllten sich mit Tränen beim Anblick der Tiere (die dazu bestimmt waren, geschlachtet zu werden), ohne daß sie es beachtete oder auch nur um ihre eigenen Tränen etwas wußte. Ihr Mund suchte und flüsterte, ihre Hand ging den Tieren nach, um sie zu lieblosen wie eine Kinderhand.

Ein Kind blökte; sie eilte zu ihm hin, sah sogleich, daß ein Dorn im Blumengewinde sehr Augenlid verlehete, aus dem ein wenig Blut quoll, und riß ohne weiteres den Kranz herunter. Das Kind blieb stehen und blickte das junge Mädchen verwundert an. Es leckte mit rauher Zunge die Hand, die sich seinem schneit Maulle jählich vorhielt.

Ein Metzgerburche kam eilig herbei, verfehete fluchend dem Kind einen Faustschlag in die Wamme, der es weiter trieb, und sie blieb erschroden stehen. Das Wasser in ihren Augen stürzte alles auf einmal über die Wangen herab, als habe der Schlag sie selber erschüttert.

Sie wagte nicht mehr, ein Tier zu berühren, aus Angst, man könnte es schlagen, und blieb immer stehen, bis alles vorüber war, und die Leute anfangen wegzugehen. Jetzt erst ermannete sie sich, bog in eine Seitengasse, lief hastig durch Nebenstraßen dem Zuge voraus, um ihm noch einmal zu begegnen.

Allen voran ging der Osterspiz. Jedoch weil die Straße sich ein wenig wölbte, gleichsam einen Buckel machte, wurde lange nur sein großer Kopf gesehen, der ganz allein schwanfend daher kam, ohne Füße und ohne Leib, der weiter hinten ging und noch nicht gesehen werden konnte. Und der Kopf schaukelte dicht über der Erde, so, als würde er im Gehen die Erde ledern. Gleich hinter dem Kopf tauchte die Fahne auf, die Keist trug, und der Kopf des Stieres stand wie gemacht auf der Fahne. Er war auf die Fahne gehesiet, als ein finsternes Wahrzeichen, als das blutige Mal, das die Metzgergilde sich vorant trägt, und das das dumpfe und traurige Schicksal des Tieres darstellt.

Nähe des Tüscherschen Grundstücks. Anne konnte, wenn sie wollte, nicht nur die trillernde Saatkrahe hören, sondern auch sehen. Aber Anne wollte nicht.

Anne schimpfte nur ein wenig. Nicht auf Frau Rothilde, nein — nein, nur auf den Tüscherschen Hofhund.

Das war etwas ungerecht von Anne, denn der Hofhund Tüschers konnte nichts für die Belänge seiner Herrin. Im Gegenteil — er haßte den Bärm und protestierte stets heftig und ausdauernd dagegen.

Was machte sich Frau Rothilde schon aus den Protesten des Hofhundes! Sie mußigte anbeirrt weiter, und so gestaltete sich ihre Musikstunde zu einem wahren Sängerkrieg; denn der Hofhund war niederträchtig genug, einen Ton aus dem Musikzimmer nicht widerstehen zu lassen.

Anne war, als ehemaliges Arbeitsmädchen in einem Stahlwerk, schon einigen häßlichen Bärm gewöhnt; aber wie gesagt, sie schimpfte dennoch ein wenig über den Hofhund. Wenn auch nur leise. So leise nur, daß es höchstens die Kinder hörten, falls sie im Zimmer weilten.

Zimmer waren die Kinder, aber nicht im Zimmer. Manchmal spielten sie auch im Hofe, und so kam es denn, daß während einer Musikstunde folgendes geschah: die dreijährige Hilde, Anne Leidwegs Jungste, stellte sich ganz nahe an den niedrigen Zaun, der die Grundstücksgrenze bildete, und schimpfte den heulenden Hofhund an: „Nill doch, summer Wanwan, Mutti hat Topfwehweh!“ Da sie aber dabei mit den Fäustchen drohte, flüchtete der Hund die Zähne, sprang in einem mächtigen Satz

über den Zaun und biß das Kind in den linken Oberarm.

Anne hörte den Schmerzensschrei und lief nach unten, verzagte den Hund, nahm zitternd ihr Köbeldchen auf den Arm und versuchte es zu beruhigen. Frau Rothilde Tüschers sah mißbilligend auf diese Szene hinunter und wollte gerade das Fenster schließen, als Anne ihrer ansichtig wurde. Sie frag schuchzend hinauf: „Meinen Sie nicht, daß es besser ist, wenn ich gleich mit Hilde zum Doktor laufe?“ Frau Rothilde erstarrte zunächst schüchtern, dann kreischte sie der erschreckenden Anne zu: „Oh, Sie raffiniertes Frauenzimmer, Sie!“ warf das Fenster zu und zog sich wütend zurück, um eine Migräne zu haben.

Das „raffinierte Frauenzimmer“ aber lief doch zum Arzt. Der Arzt untersuchte und verband die Bißwunde des Kindes und rief Anne dringlich, Anzeige zu erstatten. Er war ein junger, gerecht denkender, unvorsichtiger Mensch. Frau Tüschers wird ihn zeitlebens mit Haß verfolgen, und man muß Kleinstädter sein, um zu wissen, daß eine Frau Tüschers als Feindin gefährlich ist.

Leidwegs wagten die Anzeige. Es wurde keine große Sache daraus. Leidwegs waren nicht die richtigen Ankläger. Sie bekamen zehn Mark Schmerzensgeld und schämten sich auch noch, es anzunehmen.

Sie mußten bald darauf eine andere Wohnung beziehen. Frau Tüschers wußte, warum.

Es ist ja auch unangenehm, in aller nächster Nachbarschaft eines solchen raffinierten Frauenzimmers zu wohnen.

Sagte Frau Tüschers!

Tut, ein Wirtler.

und mit Schnaps begossen. Ein ekelhafter Stroch zog ihn dem Verprügelten vom Leib und steckte ihn in einen Sack zu allerlei unkenntlichen Dingen. In diesem Verließ machte der Koch, ohne es zu wissen, eine kleine See-reise und sah erst auf einem englischen Kai das Licht der Welt wieder. Der Stroch hatte kein ganzes Geld verwirfelt und setzte ihn, den Koch, als letzten Preis. Die Würfel besiegelten sein Schicksal. Ein sehniger Jüngling, ein Sproß Abions, trug ihn davon. Und der Koch erlebte endlich wieder einmal glückliche Tage. Er wurde von einem alten, unendlich schweren Bügeleisen zu neuer Schönheit gebracht und gab den Ferientagen des englischen Schiffheizers einen feierlichen Glanz.

Aber bald ging es wieder aufs Meer. Die „Victoria“ lief nach Australien aus. Der Anzug kam in den Spind des Heizers, wo er auch verblieb, bis er auf dem Indischen Ozean plötzlich spurlos verschwand. Bei der Äquator-taufe erschien er mit einem Male im Nummenschanzzuge der Seeleute, getragen von dem dicken Koch, den der Bestohlene schon immer im Verdacht gehabt hatte. Nur mit Hilfe einer Extrawurst gelang es dem Koch, den wütenden Heizer zu besänftigen.

Nachdem man in Batavia Kaffee an Bord genommen hatte, dampfte man weiter, Australien entgegen. In der Sundasee gab es ein schweres Unwetter. Die tobenden Elemente warfen den kleinen Dampfer auf ein Riff. Nur mit Mühe gelang es dem Heizer, sich und seinen Koch auf eine einsame Fels Spitze zu retten. Als das Wetter klarte, erblickte der Gestrandete ein vorübergehendes Schiff und da er nicht wußte, wie er sich anders bemerkbar machen sollte, hieß er den Anzug als Notsignal an einem hohen Baum. Vom Schiff aus schien man diese seltsame Fahne denn auch sogleich zu bemerken; denn der Segler drehte bei und setzte ein Boot aus, das den Gestrandeten aufnahm und an Bord brachte.

In Sawaii ging der Heizer an Land. Hier in der Heimat der Gewürznelken verkaufte er sein Kleinod, den Koch, an einen malaiischen Händler. Mit dem Erlös, der den Wert des Anzuges um ein Zehnfaches übertraf, begann er einen Handel mit Betelnüssen. Am Fuße des 3000 Meter hohen Nassabell errichtete er sich einen stattlichen Bungalow. Der Malaie, stolz auf seinen prächtigen Anzug, blieb sein Freund bis an sein Lebensende. In seinem Testament vermachte er ihm, da er keine Angehörigen besaß, sein ganzes Hab und Gut missamt dem Anzug. Der ehemalige Heizer wollte den Koch als den Begründer seines Glückes ehren und hängte ihn deshalb am Eingang seines Hauses an einem Querbalken auf. Jedesmal, wenn sich der Tag jäherte, an dem er aus der Seenor gerettet worden war, schmückte er die fadensteinigen Reste mit wilden Granatblüten.

Nicht nur Bücher, auch Anzüge haben Schicksale. S. Wehn.

Weltreise eines Anzugs.

Sollte ein Anzug sein eigenes Schicksal haben?

So lange ein Anzug im Besitze seines Herrn ist, wird er mancherlei erleben, die Erlebnisse und Gewohnheiten seines Trägers werden ihm einen besonderen persönlichen Stempel aufdrücken. Ist er abgeschabt oder zerrissen und hat er ausgedient, so wandert er zum Trödler oder wird verschaukelt, sein Herr denkt nicht mehr an ihn. Was aber wird nun aus dem Anzug?

Die Weichheiten aller Anzüge sind interessant von dem Augenblick an, wo sie ihren ersten Herrn verlassen; denn dann beginnt ihr eigentliches Schicksal. Ein Anzug kann ein beschriebenes Dasein führen und in aller Stille ein unbemerktes Ende finden, er kann aber auch — wie der nachfolgende Bericht zeigt — einen merkwürdigen, größten Lebenslauf haben, der in wilden Kapriolen hin und her springt und einem phantastischen Roman gleicht.

Der Koch, von dem hier die Rede sein soll, hatte einst gute Tage gesehen. Sein erster Herr ließ ihn pflegen, als wäre er ein wirkliches Lebewesen. Stets steckte eine Blume in seinem Knopfloch, ein seidenes Täschlein lagte aus seiner oberen Jafetttafche hervor. Der Koch erlebte viel Schönes mit seinem Herrn. Besonders blieb ihm ein Sommertag aus seiner frühesten Jugend unvergessen. Er war gerade zum erstenmal gereinigt und ausgebügelt worden, da spürte er in einer duftenden Jasminlande im Mondschein eine zarte Frauenhand an seinem Armel — ein süßer Schauer

ließ seine Fäden erzittern. Vergeblich hoffte der Koch auf eine Wiederholung dieses holden Erlebnisses, ein anderes Schicksal war ihm jedoch beschieden.

Eines Tages bis eine chemische Säure, die der Herr zu seiner Arbeit verwendete, ein kreisrundes Loch in die Weste. Darauf vertraute der Koch viele Wochen im Schrank, bis er, endlich wieder hervorgeholt, aus dem Arm eines dürftig gekleideten Mannchens das stattliche Haus verließ und in eine armselige Kammer kam. Vor einem trüben Spiegel zog das Männchen ihn an, betrachtete staunend das seine, schwarze Tuch, von dem sich sein grünes Hemd und die rote Strawatte farbenfroh abhoben.

Am nächsten Morgen ging es auf die Wanderung. Meilenweite staubige Landstraßen gaben dem Koch einen sandbraunen Farbton. Dann regnete es in Strömen, und das Wasser mischte sich mit dem Staub zu einer fetten Kruste. — Verr! Es war nur gut, daß dem Männchen schnell das Geld ausging. In einem großen Ort ging der Koch in den Besitz eines Hausierers über. Zu vielen anderen Anzügen in einen Korb gepackt, reiste er zwei Tage lang auf dem Rücken des Hausierers, bis er auf dem Jahrmarktstisch einer Hasenstadt ausgelegt wurde. Gegen das Licht gehalten und gegrieffen, glitt er in die Hand eines stämmigen Seemanns, der gerade seinen Landurlaub antrat.

Am selben Abend aber hatte der Koch ein schreckliches Erlebnis. In einer Hasenstube wurde er am Körper seines Herrn zerklüpf-

Billige Hausmittel für kleine Unfälle.

Das sollte in jeder Hausapotheke sein!

Die Hausfrau und Mutter ist doch immer diejenige, zu der alle Familienangehörigen kommen, wenn jene irgend etwas bedrückt, ein Schmerz oder eine Wunde da ist. Deshalb sollte sie unbedingt eine Hausapotheke halten und sich die gebräuchlichsten Heilmethoden zum sofortigen Kochsehen in den Wandschrank legen. Einige solcher „Krisse“ seien im folgenden für vorkommende Fälle angegeben.

Es ist wahr, neben dem Stierstier ging dieser große Mensch Gustav in aller seiner Jugendlichkeit und Frische, mit seinem häßlichen, schweinegeröteten, rechtlichen Gesicht, das lachte und im Lachen seine festen, blühdeweißen Zähne entblöhte. Er trug sich in den Tenden zurückgestemmt, weil der Stier am Ringe riß, und er atmete heftig, daß die Rose an seiner Brust auf und nieder wogte wie an einem Frauenbusen.

Es war ihm daran gelegen, zu zeigen, daß es kein kleines Stück Arbeit ist, einen solchen Stier zu führen; aber daß er die Kraft dazu wohl aufbrachte. Gustav war so im Sehen an einer Menge bekannter Gesichter vorbeigekommen, an einer ganzen Anzahl bewundernder Blicke. Er war von diesen Gesichtern und Blicken völlig verausacht geworden, aufgeblasen und übermüht; denn er war ein eitler Mensch. Es schien ihm, als ob alle Leute aus den Häusern gegangen wären, einzig, um sich nach ihm umzublicken. Er fand das ganz natürlich. Er sammelte im Schreiten die Bewunderung ein, er spielte die Gesichter sozusagen auf und trug sie als Trophäen mit sich fort. Es war gewiß fast unmöglich, daß Gustav Plattner auch nur von einem einzigen Menschen übersehen werden konnte. Und dennoch — sie sah ihn nicht, sah einzig nur den Stier und erbebte.

Wenn ein zartes Leben unter die Schneide des Todes sinkt, so ist kein Kampf nicht allzu groß, weil keine große Kraft gebrochen werden muß. Der Widerstand ist nicht so stark, und das Leiden ist auch nicht so heftig; der Tod selbst scheint klein zu sein und wird nicht so kalt gefühlt, weil das Leben auch nicht so heiß empfinden worden ist.

Dagegen, wo der Tod einen Arien anpackt, der es mit ihm aufnimmt, und sich gegen ihn mit Wucht zur Wehr setzt, der sich nicht in einem zu, sondern nur Stück um Stück ergibt, und jedes Stück erst nach zähem, rauhem, erschöpfendem Kampf — da wird der Tod groß und grausam und fürchterlich. Die Gestalt des Henkers wächst an der Gestalt des Opfers, Wille zerstückelt an Wille. Wenn die Eide stürzt, zittert der Wald und bebzt. Was wird sich rühren, wenn ein Halm leise umbiegt, eine Rose sich entblättert im Abendwind?

Es war schaurig zu sehen, wie das Tier kam und kam, dem Ziele dunkel entgegentrieb mit großem, starrem Auge, das doch sein Ende war, und im Sehen seinen eigenen Henker nach sich riß, statt ihn von sich abzuschütteln mit unwilliger Gebärde, jetzt, wo er noch schwach war. Jedoch, es wußte nichts von ihm, und weil es nichts wußte, schüttelte es ihn nicht ab, zertrat ihn nicht, sondern schloppte seinen Henker mit sich an den Ort, wo er stark und sein Meißel wurde, weil er die Waffe in die Hand bekam.

Aber das Mädchen konnte es nicht länger ertragen, zu sehen, wie das Tier herankam. Immer noch sah sie ihn, daß der Stier plötzlich stillstehen und begreifen müsse. Sie wartete darauf mit ungeheurer Ungeduld, mit vorgestrecktem Hals und offenen, zitternden Lippen.

Und da er immer nicht wollte, immer und unheimlich näher kam, sprang sie selbst ein paar Schritte vor, stellte sich unwillkürlich mitten in die Torfahrt und klatschte in die Hände, um den Stier abzuwehren.

Aber ihr Gebaren war lange schon aufgefallen und hatte kein kleines Aergernis erregt bei denen, die gekommen waren, um die Burichen zu sehen. Sie hielten sie ohne weiteres für Iheszgleichen, für eine, die ihren Liebsten sehen wollte. Nun glaubten sie, sie wolle

auf Gustav losgehen; sie hörte ja nicht auf, ihn anzustarren, mit diesen erregten, aufgeregten Augen, und Gustav selber dachte auch nicht anders. Gustav aber war für alle da.

Als sie darum die paar Schritte machte, gar noch in die Hände klatschte, zischte man. Plattner aber lachte. Er entblöhte alle seine vielen, blühenden Zähne in einem breiten und gemeinen Lachen, das er ihr in frecher Weise mitten ins Gesicht schleuderte. Er fügte auch ein paar Worte hinzu, die man zwar verstehen konnte, aber die derart beschaffen waren, daß nun auch die übrigen Meßgerburichen in dieses verlegende Lachen miteinstimmten. Zugleich verstanden die Dirnen auf dem Plage, daß Plattner das junge Mädchen nicht ernst nahm, und sie lachten an, mit Fingern auf sie zu zeigen.

Und nur sie allein, die alles dieses entseht hatte, merkte noch solange nichts davon, bis ein großes Schimpfwort dicht neben ihr fiel. Da blickte sie erschrocken auf. Da sah sie auf einmal alle die vielen Augen, die auf sie hindrückten, wie auf einen verächtlichen Gegenstand. Zah dicht vor sich dieses schamlos entblöhte Gesicht, Plattners, der mit dem Munde schnalzte, und verstand augenblicklich.

Eine feuerrote Lohr schlug in ihre Wangen und verlegte sie in dunklen Brand. Und der Abscheu und der Schrecken, die in ihre kindlichen Züge iraten, waren so ehrlieh, daß Plattner sie nicht ertrug und seine Blicke abwenden mußte.

Aber dann spuckte er aus, und sie stoch zur Seite, legte das Gesicht kraftlos in beide Hände und ließ Gerüche und Geklüster über sich ergehen, wie ein Gericht, in gänzlicher Hilflosigkeit.

Dafen . . .

Erbarungslos, mit Milliarden glühenden Sandkörnern das grelle Sonnenlicht zurückstößend, dehnt sich die Wüste, ein riesenhaftes, gelbwogendes Meer, ein Reichentuch von ungeheuren Ausmaßen, das man an einem Zipfel gepackt und geschüttelt hat, und das nun in Wellen und Falten liegen blieb, in Runzeln und Kammern der Sanddünen, die als einzige Abwechslung das Bild melancholischer Grenzlosigkeit beleben. Mühsam mahlen sich die Reiterre durch den Sand, die Sonne schießt mit glühenden Pfeilen, die Kühle ist wie ausgehöhrt, und das furchtbare, unentrinnbare Einerlei lähmt Körper und Geist. Aber sieh: wächst nicht dort vorn ein niedriger dunkler Streifen aus dem unbarmherzigen Gelb, ein blaugrüner Saum, der wie eine ferne Waldinsel aus dem Meer von Sand emporsteht? Die Dase ist's, die heiserstimmte, die Schatten und Kühle, Erquickung und lebendes Raß spenden wird nach der brütenden, angedröhten Wüstenhitze.

Dase. Wir brauchen das Wort so gern in unierem Sprachschaz, um etwas zu bezeichnen, das gleichsam eine Insel der Befahrung in einem Meer der Verneinung darstellt; aber denken wir auch einmal daran, wie dieser Sprachgebrauch zustande kam? Die Dase in der Wüste: sie ist wirklich eine Verheißung, ein Labfal, ein Stück Paradies für den Verschmachtenden, der in togelanger Reise den gelben Todesring durchbrach und nun wieder den Hauch kühelnden Lebens und üppiger Fruchtbarkeit atmen darf. Da ragt in schwankendem Zanderwalde die edelgewachsene hochstämmige Dattelpalme, weitaus der wichtigste Baum, der den Bewohnern der Dase alles liefern muß, was zu des Lebens Notdurft und Nahrung gehört: köstliche Datteln, die manderorts im

Morgenlande so selbstverständliches Hauptnahrungsmittel sind, wie bei uns etwa die Kartoffeln; Holz, aus dem Häuser und Hütten, Brunnen und Kanäle, Brücken und Klänge gezimmert werden; Palmwedel, aus denen man Schirmwehen errichtet, um die ewig unruhigenden Wanderdünen zu fesseln; Bast, aus dem Körbe und Matten, Stricke und Seile geklochten werden. Nicht genug damit, leht der selbstlose Baum noch einer Fülle von anderen Gewächsen Schaz und Hilfe: in seinem Schatten gedeihen Aprikosen- und Pfirsichbäume, Oliven und Orangen, Feigen und Bananen, um seine geduldigen Stämme rankt sich die Rebe. Weizen und Gerste künden die Fruchtbarkeit des Bodens, Gurken- und Bohnenfelder duften im Winde.

Dort, wo die Dase ihre fruchtbringende Kraft aus dem Grundwasser zieht, flarren die Göpel der Ziehbrunnen, und Kamel oder Büffel trotten in ewigem Gleichmaß im Kreise, Sinnbild unentrinnbarer Schicksalsgebundenheit. Dort aber, wie ein stehendes Wasser die Dase aus dem Wüstenland hervorzuhebt, glüht und marmelt der Bach neben dem Wanderer, Brücken aus Palmstämmen führen über die Rinnsale, und Frauen mit dem Gang von Königinnen schreiten, den uralten Wassertrag auf dem Haupte, zum Wasserschnöpfen. Freilich, wie nicht alles auf dieser Welt von Gold ist, was glänzt, so ist auch das Leben der Dasebewohner alles andere eher als paradiesisch. In beschcheidenen, aus toden Steinen oder Lehm zusammengebaften Hütten hocken sie; und diese elenden Wohnungen haben oft nicht einmal ein Dach, sondern bestehen nur aus vier Umfassungswänden. Der einzige „Innenraum“ aber, in dem Sonne, Mond und Sterne gleichermaßen hineinblicken, muß allen Lebenswerken, die zum Haushalt gehören, gemeinam als Wohnstätt dienen; nicht nur dem Vater, der Mutter und den Kindern, sondern auch dem Esel, Kind oder Büffel, den der Bauer sein Eigen nennt. Bequemlichkeiten gibt es nicht; auf dem rohen Lehmboden wohnt und schläft man, sofern nicht die nie verstummende Lebensfrage aller Dasewirtschaft, die Bewässerung, alle Familienmitglieder beschäftigt.

So lebt das Völkchen der Dasebewohner dahin, anspruchslos und in harter Arbeit; und allemal ist's ein Festtag, wenn die Wüstenkarawanen in der Dase Station machen oder wenn gar die aus dem fernen Europa gekommenen Touristen zu Besuch kommen und ein paar Münzen zurücklassen.

Dr. Gerhard Benzmer.

Das „raffinierte Frauenzimmer“.

Anne Leidweg war die Frau eines Fabrikarbeiters. Sie sah tagen, tagaus nach Fabrikarbeiterfrauenart über einer schlechtbezahnten Heimarbeit und mühte sich außerdem rechtlichaffen ab, dem ärmlichen Haushalt vorzusehen und drei Kinder zu benuttern.

Frau Klothilde Tuchscher war die Gattin eines Fabrikanten. Sie liebte es, täglich eine Stunde lang zu musizieren. In diesen Zwecken setzte sie sich an ein Klavier und brachte es mit wenigen Handbewegungen und Beinritten schon dermaßen zum Nistönen, daß man einfach nicht begreifen konnte, weshalb sie oheudreiß noch trillerte, wie ungefahr eine übergelnappie Saatkrahe trillern würde.

Das Miethaus, in dem Leidwegs nach der Hofseite hin wohnten, lag in unmittelbarer

Um Brandwunden zu heilen, empfiehlt sich eine Brandsalbe zu halten, oder ein gefärbte Pikrinsäure geacht, und dann eine in folgende Lösung getauchte Kompresse angelegt, so ist ebenfalls baldige Heilung und Schmerz- milderung sicher: auf einen Liter gefochtes Wasser 10 Gramm Pikrinsäure, eine dicke Schicht Wundwatte darüber und dünner Mullverband, da die Flüssigkeit verdunsten soll! Vor dem Abnehmen des Watteverbandes befeuchtet man diesen wieder mit der Pikrinsäure, jedoch möglichst nur alle drei Tage. Die Selbstfärbung der Haut schwindet, wenn sich diese abkühlt. Kompresse von Terpentin beruhigen den Schmerz und beschleunigen die Heilung.

Um die Spur der Brandwunden zu entfernen, bediene man sich einer Seifen- mischung folgender Art: Weiße Marseille Seife 120 Gramm, Karbolvereinerung 120 Gramm, Störaspulver 15 Gramm.

Gegen Frostbeulen wende man Umschläge mit einer Lösung aus 50 Gramm flü- sigen Chlor und einem Liter destillierten Wasser an! Als Heilmittel lasse man in der Apotheke folgende aufbewahren: 200 Gramm Schmalz, 30 Gramm Kampferöl, 5 Gramm Bittersüß, 5 Gramm Holunder, 5 Gramm Pfefferminz, 5 Gramm Ruchblätter!

Insektenstiche werden vermieden, wenn die Haut vor dem Spaziergang mit flü- sigen Ammoniak eingerieben wird. Einen bereits erhaltenen Stich behandle man mit einer Lösung aus 20 Gramm Ammoniak, 6 Gramm Kolloidum und 50 Gramm Salpetersäure. Schny von Mückenstichen usw. gewährt auch die Ein- reibung mit folgender Lösung: 6 Gramm Essig- säure, 10 Gramm Eucalyptol, 50 Gramm Kol- loidum, 55 Gramm Veratrinalkohol!

Gegen Vergiftungen durch Grün- span hilft etwas Doppelschwefelzinn. Es er- folgt Erbrechen. Bei Vergiftungen durch Phosphor gebe man gebrannte Magnesia ein, die Menge bestimmt der Apotheker. Bei Vergiftungen durch Schwämme verabreiche man eine Mischung von Galläpfel oder ein- laches Essigwasser, bis Erbrechen erfolgt. Chlorvergiftungen werden durch ein Duzend ins Wasser gequillte Eiweiß behandelt. Bei Schmutzvergiftungen bestreue man den Betroffenen von allen einengenden Kleidungsstücken, Schürzen und Bändern, Brust, Hals und Gesicht bespreize man reich mit kaltem Wasser oder Essigwasser und reibe den ganzen Körper mit Kampferspiritus ab. Gut ist auch Nuchsalz.

Gegen Durchfall helfen Eichellakos oder Tanakosin, welche letzteres zusammen mit Spei- sen genossen wird (1 Messerspitze voll).

Gegen Schnupfen hilft eine heiße Pi- trone mit anschließender Schwitzpackung, oder ein halbes Glas heißen Tee zugleich einem halben Glas Rum!

Ratthülfe in Eisenchloridwatte.

Kopfschmerz sollte nie durch künstliche Mittel beseitigt werden. Diese Mittel greifen das Herz an. Meistenteils ist die Ursache Ver- dauungsstörung. Man befreie diese durch Sublimatfördernde Mittel!

Reisende Schmerzen behandelt man durch Menthol-Einsreibungen. S. G. R.

Wißt ihr schon? . . .

Die Alten Ägypter verwendeten zum Bau der Pyramiden eine Art Mörtel, welcher aus Gips bestand, mit kleinen Beimengungen von Lehm.

Männlichen Schloß (Karlsose) erzeugten schon Ägypter und Chinesen, um während sei- ner Dauer allerhand Operationen auszuführen.

Man verwendete hierzu narfotische Pflanzen- säfte.

Bedeutende Kenner der Entwicklungs- geschichte zählen schon in der Eiszeit drei Arten des Pferdegeschlechtes. Sein Aufenthalt war weniger die Steppe, sondern der Wald.

Die in Südamerika lebenden Lengua- Indianer haben die Eigentümlichkeit, beim Tode eines Stammesgenossen ihren Namen zu wechseln, in der Annahme, dadurch den Tod irreführend, der, wie sie wähnen, eine Liste über alle Lebenden hat, und nun bei seiner Wiederkehr nicht wissen wird, wen er nehmen soll.

Die erste Messung des Erdumfanges ver- suchte Eratosthenes aus Syene. (228. v. Chr.)

Man jagte uns Vaterland und meinte die Okkupationspläne einer habgierigen Industrie — man jagte uns Ehre und meinte das Gehänt und die Machtwünsche einer handvoll ehrgeiziger Diplomaten und Fürsten — man jagte uns Nation und meinte den Tätigkeitsdrang be- schäftigungsloser Generale! Versteht du denn das nicht? In das Wort Patriotismus haben sie ihr Phrasengewäh, ihre Ruhmsucht, ihren Machtwillen, ihre verlogene Romantik, ihre Geschäftsgier hineingestopft und es uns dann als strahlendes Ideal vorangetragen! Und wir haben geglaubt, es sei eine Hausare zu einem neuen, starken, gewaltigen Dasein! Begreiffst du denn nicht? Wir haben gegen uns selbst Krieg geführt, ohne es zu wissen! Und jeder Schuß, der traf, traf einen von uns! Hör doch, ich schreie es dir in die Ohren: Die Jugend der Welt ist aufgebrochen, und in jedem Lande glaubte sie für die Freiheit zu kämpfen! Und in jedem Lande ist sie belogen und mißbraucht worden und hat sich gegenseitig ausgeroitet! Begreiffst du denn nicht? Es gibt nur einen einzigen Kampf: den gegen die Lüge, die Halb- heit, das Kompromiß, das Alter! Wir aber haben uns einfangen lassen von ihren Phrasen und anstatt gegen sie für sie gekämpft. Wir glaubten, es ginge um die Zukunft! Aber es ging gegen die Zukunft. Unsere Zukunft ist tot, denn die Jugend ist tot, die sie trug. Wir sind nur noch Uebergebliebene, Nester! Aber das andere lebt, das Satte, Zufriedene, es lebt jatter, zufriedener als je! Denn die Unzufrie- denen, Drängenden, Stürmenden sind dafür ge- storben! Bedenk das doch! Eine Generation ist vernichtet worden! Eine Generation Hoff- nung, Glauben, Willen, Kraft, Können ist hypnotisiert worden, so daß sie sich selbst zu- sammenschloß, obgleich sie in der ganzen Welt die gleichen Ziele hatte!

(Aus dem sechsten erschienenen Buche „Der Weg zurück“ von Erich Maria Remarque. Ullstein-Verlag, Berlin.)

Weiteres.

In der Schule. „Wie hieß Abrahams Sohn?“ fragte der Lehrer den kleinen Erich. „Weiß ich nicht“, sagte der. „Ich kam erst nach der Hochzeit von Mama zur Schule. Aber frägen Sie doch Fräulein — der ist hier seit der Er- schaffung der Welt!“

Männer unter sich. „Ich will dir was sagen, Dunkel — wenn du jetzt nach Hause kommst, dann erzähle du deiner Frau ganz ruhig, wo du gewesen bist — das ist das Beste, was du tun kannst!“ — „Und was ist das nächst- beste . . .“

Der Seppel und der Hiasl sind in einem Zirkus. Dort tritt ein Messerwerfer auf. Ge-

spannt jeden Seppel und Hiasl zu, wie die Mes- ser von der geübten Hand des Künstlers ge- schleudert haarigartig an dem Kopf der Part- nerin vorbeisäusen. „Du“, sagt Seppel nach einem Weilschen, „komm, wollen gehen, der Depp trifft ihr ja im Leben nicht.“

Kenntzeichen. „Ich habe gefunden, daß rechthaberische Menschen meist blaue Augen haben.“ — „Stimmt, zumal nachher!“

Vor Gericht. „Warum haben Sie in der Untersuchung einen falschen Namen ange- geben?“ — „Meine Mutter hat immer zu mir gesagt: „Tu, was du willst, aber halt deinen Namen rein!“

Der Huberbauer. Der alte Huberbauer in Anger hat zum drittenmal geheiratet und, wie man uns sagte, wieder eine junge, saubere Person. Als wir ihm gratulieren und ihn be- wundern, daß er sich wieder so was Angese- des, Süßes ausgesucht habe, sagte er in Seelen- ruhe: „A wer do loo Schiache nemma — a Schöne krißt a net mehra!“

Stempel. „Rein, Mutti, ich kann Paul nicht heiraten, er glaubt nicht mal an die Hölle.“ — „Wenn weiter nichts ist! Heirate ihn ruhig, übers Jahr glaubt er bestimmt daran.“

Schach-Ecke.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Schach. Zweitlich Nr. 65 bei Tepitz-Schönan.

Allen Anzogen ist Retourmarke beizulegen.

Schachaufgabe Nr. 37.

Von Gen. Franz Robek. Kwitkau. Schw.: K6; D6; T6; L6; B6, 6, 7, 8 (8).



Weiß: K8; D2; T7; D8; S3; B4, d3, g8, g4 (10).

Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Ge- schehen der Aufgabe an oben genannte Adresse zu senden.

Nr. 34 ist leider nach D6—d3 nebenläufig, die gedachte Lösung ist D6—c2!

Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Walter Ludwig, Robek Franz, Ridgel Rudolf, Kwitkau; Mühlberg Adolf und Padmann Rein- hold, Tschau; Kousal Eduard, Trupshitz; Dinne- bier Emil, Tetschen; Trillich Gustav und Lual Adolf, Wistershan; Tille Josef, Voosdorf; Hof- mann Johann, Probstan; Görg Alfred und Lben- singer Richard, Domina; Ulrich Richard, Görlau; Raum Franz, Oberleutensdorf; Gottfried Hans und Ulrich Hans, Holschän bei Staab; Doyner Otto, Saaz; Kreiner Wilhelm, Tetsch; Albert Ru- dolf, Prosehditz; Formanel Johann und Köhler Josef, Pöschwitz b. Trupshitz; Paul Wilhelm, Arn- dorf b. Tetschen; Stosny Fritz, Preditz; Träger Karl, Eichwald; Hälsig Johann und Bräutigam Anton, Bergesgrün; Vehnert Josef, Nieder-Ram- nit; Eubal Josef, Neu-Tschschän; Hiete Josef, Weis- sersdorf; Wiesner Wenzel, Kadowitz; Wolf Wenzel, Arnshorf b. Daida; Dyna Josef, Postomitz.

Briefkasten.

D. Emil, Tetschen: Nr. 2 und 3a in der jetzi- gen Stellung gebrauchsfähig.

L. Josef, R. Konitz: Danke für die Richtig- stellung, jetzt druckreif.

G. Alfred, Domina: Probleme mit 4 Gebot als Lösung sind nicht hübsch, hier handelt es sich um eine Mattführung in 2 Zügen.